Roland's „Hira".

Wien, 22. April. Das Debut der Frau Roland's „Hira". Südbahn 71/4, Spamer 59 7/8, Italiener 88 1/2, vierperz. ung. Gold-Rente 102 1/2, österr. vierperz. Gold-Rente —.—, vierperz. Rupien 63 1/8, Francs-Stücke 9.52, Reichsmark 58.68, Alpine 82.10, Rima-Bahnhofe den Herrscher begrüßen und ihm nach altslavischer Sitte

Feuilleton.

Frühjahrsausstellung im Künstlerhause.

III.)

Indem wir den II. Saal betreten und dort die glänzende Porträtausstellung Philipp Láßló's in leuchtenden Farben vor uns sich entfalten sehen, werden wir so recht des raschen Fluges der Zeiten inne. Wie lange ist es her, daß eine ungarische Ausstellung ohne Zichy und Munkácsy nicht denkbar war? Zichy, der große Idealist, der ausgezeichnete Illustrator, der köstliche Genremaler russischen Hoflebens ist vergessen, Munkácsy hat nach einem beispiellosen Werdegang, der ihm fast königliche Ovationen seitens einer ganzen Nation einbrachte, der Schwäche des menschlichen Organismus seinen Tribut gezollt und hat den Purpur mit der Krankenblouse vertauscht. Plötzlich tauchte ein neuer Stern am ungarischen Kunsthimmel auf. Einer der Großen, die im Auslande zu Ruhm und Ehren gelangten, wurde zurückgeholt. Benczur dominirte über ein Jahrzehnt in unseren Ausstellungshallen. Seine Bilder wären in Farbenrausch getaucht, ein Schwarm von Schülern verbreitete den Sinn für warmes Kolorit in allen Schichten. Benczur's Persönlichkeit hat sich der ungarischen Kunstentwicklung am meisten aufgeprägt. Die grauen Farben Zichy's sind verschwunden, Munkácsy konnte bei uns keine Schule bilden, dagegen wird Benczur's Lichtfreudigkeit und Farbenpracht, dem ungarischen Charakter so angemessen, unvertilgbare Spuren hinterlassen.

Als Benczur sich bereits abgeschwächt hatte, rückte Horowitz immer höher und höher auf unserem Horizont. Im Vorjahre erstieg er den Zenith. Nun ist auch Horowitz ausgeblieben.

Wir sehen uns heuer vergeblich nach einer dominirenden Persönlichkeit um, es herrschen die Epigonen. Wir sehen auch den Ehrgeiz in der Begründung neuer Richtungen nicht mehr wirken. Margitay, der das ungarische Salongenre begründete, schweigt, Mednyánßky, der Romantiker der ungarischen Landschaft, ist ausgeblieben, Bihari, von dem man mit Recht die Wiederbelebung und Vervollkommnung des echt nationalen Genrebildes erhoffte, ist wie verschwunden. Ueberall sieht man große Lücken, deren künftige Ausfüllung in Zweifel gehüllt ist.

Doch die ungarische Künstlergarde ist schon zu zahlreich, die Jugend in sich zu fest geworden: sie wagt den Kampf auch ohne Führer. Und so avancirt denn Mancher mitten im Feuer. Mit großer Freude erfüllen uns die Fortschritte Philipp Láßló's. Zwar erzwang er sich schon beim ersten Auftreten Beachtung durch markige Pinselführung, aber er verschwand doch neben den Meistern. Von Jahr zu Jahr leuchtete sein Stern heller. Er brachte aus Bulgarien herrliche Typen, Physiognomien voll Ernst und Charakter mit. Seit seinem Metropoliten von Sophia zählte er mit unter den Faktoren der ungarischen Porträtirkunst. Der Ernst und die Wahrhaftigkeit seines Pinsels brachte ihm Berufungen an den Dresdener Hof und deutsche Optimatenkreise ein. In der heurigen Ausstellung wurde ihm das Glück zutheil, als Vertreter der ungarischen Jugend im Porträtfache zu dominiren, wobei ihm nicht nur der Zufall, der alle älteren Rivalen fernhielt, sondern auch das eigene Verdienst behilflich war. Denn diesmal hat sich Láßló selbst übertroffen.

Wir stimmen unsere Besprechung Láßló's um einen Ton höher, weil er eine höchst interessante Schwenkung gemacht und sein Talent einen prägnanten, männlichen Charakter angenommen hat. Er hat sozusagen mütirt und einen klangvollen Baryton gegen die frühere Fistelstimme eingetauscht. Nur ein Maler von tiefer, breiter Fähigkeit ist im Stande, uns sechs so verschiedene Köpfe, jeden mit eigener Individualität und sicherem Effekte, vorzuführen. Der Prinz von Ratibor ist ein Kopf voll Leben, mit markigem Inkarnat, wie es Benczur's Eigenheit ist, dabei aber voll wohlbeachteter Einzelheiten. Die Mitte zwischen allgemeiner Idealisirung und detaillistischer Ueberladung ist streng eingehalten. Prinz Max Ratibor trägt eine imponirende, deutsche Physiognomie, ohne süßliche Schönfärbung und ohne lenbachisirenden Hyperrealismus zur Schau, es ist ein Kopf, der unmittelbar in seiner Lebensfülle und in seiner festen Eigenheit zu uns spricht. Wir möchten sagen, Láßló habe sich hier Horowitz angenähert.

Wie ganz anders ist Láßló wieder in dem herzigen Porträt der kleinen Prinzessin Viktoria Ratibor! Diese wunderschöne, halb im Deshabillé sitzende Kinderfigur mag Manchem zu süßlich erscheinen, sicher aber ist es, daß diese engelhafte Kindergestalt, wie man unwillkürlich die Flügel sucht, die allgemeinen Sympathien erobert hat. Es geht Niemand an diesem Kinderbilde ohne irgend einen Ausruf der Sympathie vorüber. Was wir an diesem Porträt loben, ist nicht allein die rosige Fleischfarbe, das köstliche, heiter stimmende Kolorit, welches an Benczur'sche Genien erinnert, es ist vielmehr der gelungene Ausdruck kindlicher, treuherziger, unbewußter Naivetät. Nur wer das Wesen des Kindes, die tiefe Heiterkeit, Anhänglichkeit und Vertraulichkeit dieser schwachen, der Treue der Erwachsenen empfohlenen Geschöpfe versteht und beglückt zu würdigen weiß, kann auch ein solches Kind malen. Seine Fähigkeit, zu charakterisiren, hat Láßló nirgends besser bewiesen, als an einem Kinde, welches weit schwerer zu kennzeichnen ist, als irgend welcher Erwachsener.

Es scheint, daß Láßló für Darstellung von Kindheit und Jugend eine besondere Gabe besitzt, denn auch seine beiden Komtessen Mailáth sind ungemein rosig, elegant und von fast unwiderstehlichem Liebreiz. Diese beiden Schwestern bilden eine der Attraktionen der Ausstellung.

Ein anerkanntes Kabinetsstück der Charakteristik ist Bischof Bubics, gleichfalls von Láßló. Das milde Gesicht des Kirchenfürsten, sein beredter Mund, seine leutselig leuchtenden Augen bilden ein lebensvolles, prächtiges Ensemble. Frau Gräfin Josef Mailáth, ebenfalls von Láßló, erinnert an Lenbach's Fürstin Klementine. Graf Josef Mailáth, im Jagdkostüm, ist ein anmuthendes Genrebild.

So ist also Einer aus unserer jüngeren Garde rasch in die vorderste Reihe avancirt. Hoffen wir, daß er noch manche großen Schlachten siegreich schlagen wird!

Neben der Láßló-Ausstellung hängen zwei Bildchen, die unsere Aufmerksamkeit trotz alledem anziehen. Sie gehören unserem Ferraris, dessen Carrière sozusagen von diesen Blättern datirt, seitdem er sich mit dem Porträt seiner Frau in die hiesige Künstlerwelt einführte. Ferraris ist seither, durch allerlei Neid und Uebelwollen von hier vertrieben, einer der beliebtesten Maler der Wiener Highlife geworden. Diesmal hat er unserer Ausstellung einige nette Kleinigkeiten geschickt: eine Madonna mit dem Kinde und eine lebhafte Mädchengestalt, mit frischem Kindergesicht und funkelnden braunen Augen. Die Madonna ist des Malers Frau mit ihrem goldenen Haar und ihrem Lilienteint.

Es ist selbstverständlich, daß das Porträt bei uns noch immer das am meisten kultivirte Genre ist. Die Kunst geht nach Brod und das Porträt hat einen goldenen Boden. Die Fortschritte eines Balló, Láßló, Ferraris haben wir schon erwähnt. Andere sind unstreitig zurückgegangen. Stetka, in welchem wir ein humoristisches Talent vermutheten, wirkt zu massig, die Figuren erdrücken ihn. Der Falstaff läßt sich aus seinem Pinsel nicht herauswaschen. Sigmund Vajda kämpft mit den großen Aufgaben, die er sich stellt. Er will immer die Porträtgruppe, den ganzen Salon, die ganze Kinderstube bringen, doch fehlt ihm das Theatralische, das Arrangirungstalent. In magnis voluisse sat est — die heurigen Gruppen zeigen einen entschiedenen Fortschritt gegen die vorjährigen und lassen hoffen, daß der junge solide Künstler sein hochgestecktes ästhetisches Ziel erreichen wird. Bei Endrey's Minister Wlassics wird man rasch die Schwerfälligkeit des Kolorits gegenüber der hinlänglich charakterisirenden Zeichnung herauserkennen. Auch Oskar Glatz' Porträt eines Oberhausmitglieds leidet an ungenügender Plastik und Farbengebung — während die Studie, eben auch von Oskar Glatz, mit verschiedenen Variationen von Grün, von regem Farbensinn und von Fähigkeit der Charakteristik und Lebensbeobachtung zeugt.

Unter Denen, die fortgeschritten sind, ist Julius Basch in keiner Weise zu übersehen. Er hat unermüdlich gearbeitet, im Laufe der Jahre Vieles hervorgebracht. Sein Malerpatent holte er sich mit dem Porträt des großen Violoncellisten Popper, der allerdings einen sehr dankbaren Kopf ins Atelier mitbringt. Nun aber hat sich Julius Basch zum zweiten Male erprobt und ist reif für das Avancement. Er hat sich an das Porträt einer bekannten Beauté gewagt und hat unsere städtische Schönheitsgalerie wahrhaft bereichert. Basch hat nicht viel gekünstelt, sondern sich einfach an die Natur gehalten. Und so steigt denn die reizende Büste einer Frau vor uns auf, deren Wangen von dem Purpur gesunden Blutes übergossen sind, Purpurrosen bilden, die unmerklich in Lilienblüthen sich betten. Das Spiel zwischen Feuer und Schnee fesselt lange das Auge, bis es zur Vergleichung der Züge gelangt, in welchen sich feste und bewegliche Linien reizvoll mischen. Augen und Lippen sind ebensoviele Stationen angenehmer Empfindungen. Der Maler hatte auch hier ein sehr dankbares Vorbild, sein Verdienst bestand darin, es so wiederzugeben, wie er es sah. Und dieses Schwerste ist ihm gelungen.

Im Fache des Genrebildes, welches noch vor einigen Jahren von unseren Malern so gesucht war (man denke nur an Ebner, Vágó, Margittay, Bihari, Temple u. A.), begegnen wir nur wenig heimischen Namen. Auch dies sind Jüngere, welche jetzt immer mehr emporkommen. Fényes hat sich bereits seinen Platz erobert. Er gilt als fester, fertiger, geschmackvoller Maler. Wir finden seine Themen ein wenig monoton. Auch diesmal ist eine Tratsch- und Zankszene ausgestellt, allerdings mit großem malerischen Können und anheimelndem Talent der Charakteristik. Man sieht überall das sichere, disponirende Auge, den Sinn für Farbenwirkung und Perspektive. Die ungarische Genremalerei wird noch viel von ihm erwarten können, namentlich wenn er sich ernsthafter auf das Studium der ungarischen Gesellschaft und des Volkslebens verlegen wird.

Der Originellste unter der Jugend ist Ludwig Márk, der durch seine französischen Licht- und Farbeneffekte gleich bei seinem ersten Auftreten hier Aufsehen erregte. Doch nicht so sehr seine Technik, als der philosophisch-mystische Inhalt seiner Gemälde lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn. Er kam rasch vorwärts. Seine „Fieberphantasien" hängen jetzt im Pariser Salon.

Die hiesige Ausstellung beschickte Márk mit einem gleichfalls sehr originellen Bilde, welches uns aber die Grenzen des malerisch Möglichen zu übersteigen scheint. Man hat zwar zu allen Zeiten Allegorien gemalt, Moral und Metaphysik auf die Leinwand zu bringen versucht. Aber es ist nicht immer gelungen, dem Gedanken den richtigen Körper zu verleihen. Das Transszendentale ist doch der Poesie, dem Worte vorbehalten, so wie die Poesie sich hüten muß, mit der Malerei in Bezug auf die tausendfachen Details der Realität zu wetteifern.

Márk will uns heuer das Gewissen, die Reue malen. Keiner hätte es so talentvoll angepackt und doch ist es auch ihm nicht ganz gelungen, das Abstrakte lebendig zu machen. Die Beleuchtung des dunklen Zimmers ist wieder vortrefflich. Das blaue, schattendurchzogene Licht hat etwas Gespenstisches und ist die richtige Beleuchtung für Schatten aus dem Jenseits. Denn um eine Vision, um eine Gespenstererscheinung handelt es sich. Auf dem Boden liegt ein junger Mann, ächzend, stöhnend, die Augen weit aus den Höhlen getreten, wie dies bei geängstigten Leuten der Fall ist. Diese Angst ist malerisch vortrefflich ausgedrückt. Doch nun kommt etwas Absonderliches. Auf dem Rücken des zu Boden liegenden Jünglings steht ein offener Sarg mit einem gespenstischen, langhingestreckten Weibe, das noch die üppigen Contouren einer Lebenden zeigt. Sie war schön, als sie noch lebte, ein Leib von Marmor, ein klassisches Modell, jetzt ist sie nur noch ein Schatten, ein Schatten der — Erinnerung. In der Herzgegend zeigt sich eine blaßrothe Wunde. Dies Weib ist also ermordet worden, ermordet durch ihn, der sich da auf dem Boden wälzt, den Sarg mit dem schönen Gespenst auf dem Rücken. Und sie schlingt noch im Tode ihre Lilienarme um ihn und hält ihm die duftigen Blumen vor, mit denen er sie in den Tagen ihrer Liebe geschmückt. Es ist etwas Rührendes, aber auch etwas Inkongruentes in dem Bilde. Wir halten den Sarg selbst für ein ganz überflüssiges Symbol und sind gewöhnt, den Alpdruck auf die Brust geübt zu sehen. Das Gewissen sitzt im Herzen, die Erinnerung im Gehirn. Den Maler hat diesmal sein guter Geschmack im Stich gelassen. Dessenungeachtet ist Márk als Meister der Lichteffekte und als philosophisch denkender Künstler eine willkommene Spezialität in unserer ungarischen Kunstübung.

(Ein weiterer Artikel folgt.)

Dr. Adolf Silberstein.

*) II. s. im Feuilleton unseres Morgenblattes vom 21. d.